Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Wissenschaftlicher und administrativer Teil = Annuaire de la Société Helvétique des Sciences Naturelles. Partie scientifique et administrative

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 158 (1978)

Artikel: Universitätsmodelle in ihrer Entwicklung

Autor: Schadewaldt, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-90760

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Universitätsmodelle in ihrer Entwicklung

Hans Schadewaldt

Ich bin sehr gern der Einladung Ihres hochgeschätzten Präsidenten, Professor Dr. Koelbing, nachgekommen, die Markus-Guggenheim-Gedächtnisvorlesung zu übernehmen. Ich denke dabei mit Dankbarkeit an die engen Beziehungen zur Schweiz und zu vielen schweizerischen Medizin- und Pharmaziehistorikern, die ich von Wehr in Baden aus, wo ich bei der CIBA AG tätig war, unterhalten konnte. Ich werde die herausragende Gestalt von Henry E. Sigerist und die von ihm veranstalteten Pura-Treffen, die nach dem Tode dieses bedeutenden schweizerischen Medizinhistorikers von Dr. Salzmann fortgesetzt wurden, nicht vergessen.

Ich bekenne dankbar, dass ich meine Habilitationsarbeit in Freiburg im Breisgau ohne die wesentliche Unterstützung durch die Baseler Universitätsbibliothek, wo damals mein jetziger Bonner Fachkollege, Herr Professor Dr. Nikolaus Mani, tätig war, nicht hätte fertigstellen können. Viel habe ich gelernt in den anheimelnden, so persönlichen und von kollegialer Freundschaftlichkeit erfüllten medizinhistorischen Kränzchen in der Wohnung meines verehrten Kollegen Professor Dr. Buess, wo ich des öfteren Gelegenheit hatte, Sie, Herr Präsident, anzutreffen. Ich habe ausserordentlich viel bei meinen Visiten in Zürich erfahren. Sei es, um von Professor Dr. med. Dr. h.c. Dr. h.c. Erwin H. Ackerknecht durch das grandiose Museum geführt zu werden, oder ihn während einer Vorlesung zu erleben; denn es war stets ein besonderes Erlebnis ihn zu hören. Ich bedaure es sehr, dass Professor Dr. Hintzsche, der nach seiner Emeritierung mit grossem Erfolg die Medizingeschichte in Bern vertrat, nicht mehr unter uns weilt. Mit ihm verband mich ein besonderes Interesse an Leben und Werk des nahe von Düsseldorf, in Hilden geborenen grossen Chirurgen Fabricius Hildanus, der den Höhepunkt seiner Laufbahn in der Schweiz erlebte und als Stadtarzt in Bern 1643 verstarb.

Ich verstehe sehr gut, warum sich Papst Pius II, der sich während des berühmten Baseler Konzils (1431–1449) als Kardinal Enea Silvio Piccolomini in der Rheinstadt aufhielt, dem damals ungewöhnlichen Wunsch der Bürgerschaft nicht verschloss, in Basel eine Universität zu gründen, die ausschliesslich durch die Initiative der Bürger dieses kleinen Stadtstaates unterhalten werden sollte.

Wie Buess in seiner Arbeit zur Geschichte der Medizinischen Fakultät Basel mitteilte, hatte Papst Pius II. am 12. November 1459 in der Stiftungsbulle erwähnt, dass die Stadt Basel zu einer Universitätsstadt vor anderen geeignet sei, «durch die Fülle ihres Lebens, die milde, gesunde Luft, die Lage an den Grenzen verschiedener Nationen, und dass sie deshalb mit den Gaben der Wissenschaften geschmückt werden sollte». Es will mir darüber hinaus scheinen, als ob der berühmte Wahlspruch dieses Kirchenfürsten «Esse, quam videri», der sehr viel später in dem Motto «Mehr sein als scheinen» Richtschnur des Deutschen Generalstabs werden sollte, in seiner Schlichtheit gerade auch auf die schweizerischen Universitäten zutrifft, die, wenn ich dies aus der Ferne recht beurteilen kann, in einer Welt aufgepeitschter Emotionen immer noch ein Hort des Friedens und der soliden wissenschaftlichen Arbeit zu sein scheinen. Es war sicherlich nicht ein Kalkül der wirtschaftlichen Nützlichkeit, was die Baseler Regierung veranlasst hatte, in mehreren Gesandtschaften um die Verleihung der Universitätsrechte beim Papst zu ersuchen, sondern es war das in jener Umbruchszeit vom Spätmittelalter zur Renaissance überall aufkeimende neue Wissenschaftsverständnis, wie es Ulrich von Hutten in dem berühmten Brief an seinen Humanistenfreund Willibald Pirckheimer aus dem Jahre

1518 mit den Worten ausdrückte: «O saeculum, o litterae, juvat vivere etsi nondum quiescere iuvat, Bilibalde, vigent studia, florent ingenia».

Aber mit der Erwähnung von Basel ist eigentlich bereits schon ein Typ von Universitäten vorweggenommen, wie er sich im Humanismus entwickeln sollte. Basel war die katholische Gründung, die mit dem Einzug der Reformation in die alte Freie Reichsstadt 1532 zu einem Prototyp des neuen, protestantischen Wissenschaftsverständnisses werden sollte, ohne je seine angestammte Liberalität zu verlieren.

Um die Universitätsideen in ihren Anfängen zu erkennen, müssen wir ins 12. Jahrhundert und nach Norditalien zurückblenden. Nach dem Zusammenbruch der antiken Welt sind zwar im christianisierten Raum allerorten Klosterschulen entstanden, die für angehende Kleriker, aber auch für Laien das antike Wissensgut und die Erkenntnisse der neuen Heilsreligion zu vermitteln suchten. Diese Bildung verstand sich noch im ursprünglichen Sinne als eine formende Tätigkeit am Material und zu dieser Auffassung hat sicher die Metapher des Aristoteles Anlass gegeben, den Menschen mit seinem Geist als eine unbeschriebene Wachstafel anzusehen, in die der Lehrer Engramme einzuritzen hätte. Da und dort, so etwa in den Schulen von Chartres und Salerno, finden sich jedoch Anzeichen, dass man sich mit dieser Art von Wissensvermittlung nicht begnügte und mehr und mehr zur Kommentierung, etwa der Kirchenväterliteratur oder der überlieferten antiken islamischen medizinischen Texte, überging. Mehr und mehr wurde auch diskutiert, ob Scientia, die Wissenschaft, oder Sapientia, die Weisheit, das eigentliche Ziel der Bildung sein müsse. Noch freilich war die quälende Frage nicht aufgeworfen, ob es nun das Ziel der Bildungsanstalten sein sollte, wissenschaftliche Kenntnisse in einem vorgegebenen Rahmen zu vermitteln, die sog. «Doctrina» oder ob es mehr um die Formung der gesamten Persönlichkeit gehen müsse, die «Humanitas», und Bildung als ein pädagogischer Begriff taucht wohl erst bei Pestalozzi und Wilhelm von Humboldt auf, die diese scharf gegen die reine Wissensaneignung, damals allgemein mit Gelehrsamkeit bezeichnet, abgrenzten. Denn von nun an verstand man unter Bildung und versteht man wohl auch heute noch Erziehung zu theoretischer Einsicht und daraus resultierende Beeinflussung der Lebensführung.

Die Diskussion jedoch, wie dies zu geschehen habe, und ob die Individualbildung auf die Bildung einer ganzen Gesellschaft Einfluss nehme oder umgekehrt, ob Änderungen der Bewusstseinsstufe einer Generation eine nachfolgende Änderung der Bildungsziele bzw. -ideale bedingen, ist gerade in unseren Tagen wieder recht lebhaft. Bis vor kurzem galt jedoch noch, dass Bildung nur im Rahmen eines Lehrer-/Schülerverhältnisses vermittelt werden könne, ganz im Gegensatz zu der Aneignung von wissenschaftlichen Fakten, und dass der Lehrende, nach Humboldt, das höhere Selbst des Schülers herausbilden, also der Lehrer weder Diktator noch Sklave oder Lohnempfänger des Schülers sein solle. Im Wechselspiel von Anspruch und Leistung sah man eine ideale bildungspolitische Aufgabe.

Wenn man von diesem Bildungsbegriff ausgeht, kann man in der Tat eigentlich nur die im Hochmittelalter entstandenen Universitäten und nicht die früheren Latein- oder Klosterschulen, von berühmten Ausnahmen abgesehen, als Universitäts-Bildungseinrichtungen im engeren Sinne bezeichnen. Zwar war im christlichen Kulturbereich der musisch-gymnastische Elementarunterricht der Griechen durch eine Unterweisung in der lateinischen Sprache, in Grammatik, Rhetorik und Kenntnis theologischer Grundmaximen abgelöst worden, aber schon das Studium der freien Künste, das im Spätrom auch den freien römischen Bürgern erlaubt war, ohne dass man ihn des Banausentums bezichtigen konnte, d.h. der Ausübung einer Tätigkeit für Geld, war den Universitäten vorbehalten. Diese sogenannten Vorstudien sind bereits im 6. Jahrhundert von dem Philosophen Boethius als Trivium und Quadrivium institutionalisiert worden.

Keinem Geringeren als Martin Luther zu Ehren wurde im Jahre 1518 in Heidelberg während eines Festaktes ein uraltes Studentenlied intoniert, das auf einen Bussgesang aus dem Jahre 1267 zurückging. Den Höhepunkt des Cantus bildete dabei die Strophe:

«Vivat academia, vivant professores
vivat membrum quodlibet

vivant membra quaelibet
semper sint in flore.»

Heute ist vielen das «Gaudeamus igitur» fragwürdig geworden, und die Berechtigung des «vivat academia, vivant professores» wird von vielen Seiten bezweifelt. Wieviele, vor allem von den jüngeren Kommilitonen sprechen noch von ihrer Alma mater und ihrer schönen Studentenzeit. In diesen unruhigen Zeitläufen sind fast alle Begriffe, die früher Wert und Inhalt hatten, in Frage gestellt worden. Berufe wie der des Geistlichen, des Richters, des Offiziers, aber auch Begriffe wie Ritterlichkeit, Ehre, Liebe und Treue sind zumindest diskutable, wenn nicht kritisch diskutierte Stichworte geworden. Auch der Hochschullehrer und der Student sind nunmehr von dieser Ab- und Umwertung aller Werte ergriffen, und während noch vor wenigen Jahren der Professor auf der obersten Stufe der sozialen Rangordnung stand, während man noch vor kurzem gern bereit war, dem Studenten in jeder Beziehung Hilfe und Unterstützung zu gewähren, ist seit einigen Jahren ein weitgehender Umschwung der Bewertung dieser beiden Positionen, des Lehrenden und Lernenden, an der Universität und in der Öffentlichkeit eingetreten. Der Professor und insbesondere der Ordinarius gilt vielen Kreisen als der ewig Gestrige, der unbelehrbare Konservative, der die angeblich hierarchische Struktur der Universität mit allen Mitteln aufrecht Erhaltende, der diktatorisch über seine Mitarbeiter und die Studenten Verfügende. Der Student andererseits wird oft generell als der radikal neomarxistisch eingestellte Revolutionär, der sich an keine Spielregeln der Gesellschaft mehr hält und rigoros und rücksichtslos auf Kosten der Steuerzahler, die ihn ja im weitesten Masse unterhalten, eine Veränderung nicht nur der Universität, sondern auch der Gesellschaft mit sozialistisch-kommunistischen Zügen anstrebt, angesehen.
War man bisher gewohnt, die deutschsprachigen wissenschaftlichen Hochschulen als echte «Universitas magistrorum et scholarium» gemeinsam agieren zu sehen, so bemerkte man nun mit Überraschung, dass innerhalb der Universität ein erbitterter Kampf eines Teils der Studentenschaft gegen die Dozenten und Professoren ausgebrochen war, der sich in vor zehn Jahren noch für unglaublich gehaltenen Kampfmassnahmen manifestierte.
Freilich, dies war kein Novum, und in der Universitätsgeschichte der letzten 800 Jahre kann man immer wieder Parallelen zu den Ereignissen unserer Tage finden, die den Historiker doch etwas gelassener die augenblicklichen Auseinandersetzungen betrachten lassen. Zudem ist bereits, soweit meine Erfahrung, das Pendel wieder nach der anderen Seite ausgeschlagen, als nunmehr in Folge der drohenden Arbeitslosigkeit für eine grosse Zahl angehender Akademiker das Studium und die Wissensaneignung im Mittelpunkt der Interessen steht, und auf der anderen Seite allmählich sich da und dort, wie das besonders beglückend in Seminaren zu beobachten ist, eine gemeinsame Wissenschaftsfront der Lehrenden und Lernenden wieder bildet, die hoffen lässt, dass der jedenfalls bis vor kurzem in der Bundesrepublik Deutschland zu beobachtende akademische Ausverkauf aufgehalten werden könnte.
Karl Jaspers, der sich vor den Studentenunruhen im Jahre 1961 in seinem Werk «Die Idee der Universität» mit dem Schicksal der «Hohen Schulen» beschäftigte, hatte diese wie folgt umrissen:

«Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Studenten zu suchen. Sie ist die Stätte, an der das hellste Bewusstsein des Zeitalters sich entfalten soll. Dort dürfen als Lehrer und Studenten Menschen zusammenkommen, die den Beruf haben, uneingeschränkt Wahrheit als solche ihrer selbst wegen zu ergreifen. Dass irgendwo bedingungslose Wahrheitsforschung stattfinde, ist ein Anspruch des Menschen als Menschen.»

Dies ist allerdings ein relativ neuzeitliches Postulat, das zweifelsohne auf die Universitätsidee Wilhelm von Humboldts zurückgeht, denn von einer Wahrheitsfindung im eigentlichen Sinne war bei der Gründung der ältesten Universitäten noch nicht die Rede. Hier standen zwei Modelle Pate, die Hochschule von Bologna und die Pariser Universität. Beide Modelle besassen eine völlig unterschiedliche Grundkonzeption.
Bologna war bereits eine bedeutende Handelsstadt, die neben Kaufleuten verständli-

cherweise auch Juristen anzog. Unter ihnen ragte der berühmte Rechtslehrer Irnerius um 1070 hervor, den die Markgräfin von Toskana Mathilde an ihren Hof gerufen hatte. Häufig wurde er als Konsiliarius zu Rate gezogen, und aus dieser Beschäftigung erwuchsen Privatvorlesungen, die etwa von 1088 an stattfanden. Ein Chronist berichtete, dass Irnerius für sich zu lernen begann und «lernend begann er zu lehren». Sein Ruhm zog bald eine grosse Anzahl von jungen Leuten, aber auch reife Männer nach Bologna, die dort an dem Wisssen des Gelehrten teilhaben wollten. Andere folgten seinem Beispiel und hielten Privatunterricht ab.

1167 trat die Stadt zum lombardischen Städtebund über und schlug sich damit eindeutig auf die Seite der papsttreuen Guelfen. In ständigen Auseinandersetzungen mit den Ghibellinen, die insbesondere unter Adelskreisen als Anhänger des Kaisers zu finden waren, entwickelten sich im folgenden Jahrhundert Machtkämpfe, bis Bologna 1328 unter päpstlichen Schutz gestellt wurde.

Auf diesem Hintergrund muss ein Verwaltungsakt Friedrich Barbarossas verstanden werden, der 1158 auf dem Reichstag bei Piacenza vier Juristen aus Bologna berief, die als Experten dem Kaiser dienlich sein sollten. Sie erhielten dafür die Genehmigung, in Bologna die «amoris scientiae facti exules», «die heimatlos aus Wissensdrang dorthin Ziehenden» zu unterrichten, und der Kaiser unterstellte diese ersten Studenten einer eigenen Gerichtsbarkeit. Sehr schnell mehrte sich nun der Ruhm dieser Stadt, so dass die stolze Inschrift «Bononia docet» («Bologna lehrt») die Geldmünzen bis in die nachfolgenden Jahrhunderte schmücken konnte.

Im Gegensatz zur Universität von Paris spielten in Bologna die Studenten die Hauptrolle. Sie hatten bald das Recht, über die Geschicke dieser zuerst als «Scholae publicae», dann als «Studium generale» und schliesslich als «Studium universale» bezeichneten Institutionen zu bestimmen. Nur die Studenten wurden hier als «Universitas» im Sinne einer zunftmässigen Korporation verstanden; die Stadt hatte zwar zur Erhaltung der Hochschule beizutragen, aber sie behaupteten noch lange ihre Autonomie und die demokratische Verfassung. Die Studenten besassen das Recht, aus ihrer Mitte den Rektor der «Universitas» und auch die Professoren zu wählen, die sie allerdings aus eigenen Mitteln besolden mussten. Professoren waren also im Grunde von den Studenten abhängig, und Ruf und Existenz eines Lehrers hingen von der Zahl der Hörer ab, die seine Vorlesungen besuchten.

Die Kaiserliche Studenteninitiative ist zweifelsohne als Antwort auf die sehr zurückhaltende Reaktion der Stadtrepublik auf die vom deutschen Kaiser erlassenen «constitutiones» zu verstehen, und es besteht kein Zweifel, dass der Kaiser durch die Gewährung der Privilegien beabsichtigte, die ghibellinische Neigung unter den Studenten, die zum grossen Teil Ultramontani, also Ausländer, waren, zu stärken. Die Ursache dieser auffälligen Bewertung der Studenten ist also darin zu suchen, dass die Mehrzahl der Studenten Ausländer waren, die Professoren aber stets aus Bologna stammten und den Gesetzen der Stadtrepublik unterworfen waren. Um nun Beeinflussungen seitens der Stadtverwaltung zu vermeiden, die auf die, ihrer eigenen Jurisdiktion unterstehenden Studenten ja sonst keinen Einfluss hatte, legten die Studenten allergrössten Wert darauf, ihre Professoren, die sie ja auch besoldeten, selbst zu wählen. Im übrigen waren die zumeist nicht unbemittelten ausländischen Studenten oft schon im besten Mannesalter, mit einem Durchschnitt zwischen 30 und 40 Jahren. Auf zahlreichen Darstellungen einer Vorlesung oder Disputatio erkennt man würdige Herren, die mit dem auf dem Katheder sitzenden Professor diskutieren. Bald bedeuteten diese Studenten eine der wichtigsten Einnahmequellen für die Stadt, ein «thesaurus preciosissimus», wie dies in einer alten Urkunde bezeichnet wurde.

Die Stellung der von den Studenten gewählten Rektoren – von denen es übrigens zwei gab, da die beiden Korporationen der Cismontanen und Ultramontanen das Recht hatten, je einen Rektor zu wählen – entsprach aber keineswegs der heutigen Situation, sondern eher der des Zunftältesten der mittelalterlichen Zünfte. Diese Rektoren hatten nur ihren Studenten gegenüber ein gewisses Weisungsrecht, besassen aber keinen Einfluss auf die Gestaltung der Studien. Dies war allein den Magistern und den Doktoren überlassen. Diese waren es, die die Prüfungen abhielten und die auch die Er-

laubnis zu lehren, das «ius docendi», ausschliesslich verliehen.
Tatsächlich ist Bologna im Mittelalter fast mehr durch die Qualität seiner Studenten als durch die der Hochschullehrer bekannt geworden; um nur wenige Namen von Studenten zu zitieren:
Albertus Magnus, Dante und Petrarca, Boccaccio und Pico della Mirandola, Kopernikus, Erasmus, Luther, Ariost und Tasso hatten hier studiert. Aber sie waren bei aller besonderen Freiheit, der sie sich erfreuen durften, mit ihren Lehrern einig in der Überzeugung, dass sie allesamt der Wissenschaft dienten, und die Worte von Thomas von Aquin wurden gerade in Bologna besonders hoch geachtet:

«Optavi et datus est mihi sensus. Invocavi et venit in me spiritus sapientiae et praeposui illam regnis et sedibus.»
«Ich verlangte danach, und es ward mir der Sinn offenbart. Ich rief ihn an und er senkte sich in mich, der Geist der Weisheit, den Königreichen und Thronen zog ich ihn vor.»

Freilich war in jener Zeit von einer freien wissenschaftlichen Forschung kaum die Rede. Die Professoren waren angehalten, feststehende Texte zu verlesen und in Lectio und Disputatio diese sozusagen einzuüben. Nicht die Wahrheit durch eigene kritische Durcharbeitung und schon gar nicht das später in Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin aufgestellte Postulat «ratio ac experimentum» standen im Vordergrund der Hochschulausbildung, sondern die Überlieferung, die Weitergabe traditionellen scholastischen Wissensgutes.
Dass die besonderen Rechte, die die Studenten in Bologna besassen, bald zu Spannungen mit den Stadtbehörden und der einheimischen Bevölkerung führen mussten, liegt auf der Hand. Und in der Tat kam es im Jahre 1222 zu dem berühmten ersten Exodus von Studenten, die mit der immer mehr der Partei der Guelfen zuneigenden papstfreundlichen Politik der Stadtrepublik nicht mehr einverstanden waren und gern das Angebot der freiheitlicher gesinnten Stadtrepublik Padua annahmen, Studia generalia in Padua einzurichten. 1222 wurde daher dort eine neue Universität begründet, die bald den Ruhm der ältesten Universität der Welt in Bologna überschatten sollte. Für Bologna war der Auszug der Studenten ein ausserordentlicher wirtschaftlicher Verlust. Aber alle Versuche, durch Zurücknahme papstfreundlicher Entscheidungen und durch eine Lokkerung der gesetzlichen Bestimmungen für die Studenten, diese zur Rückwanderung zu veranlassen, schlugen fehl, zumal Bologna sich 1328 unter päpstlichen Schutz gestellt hatte und der Kirchenstaat verständlicherweise seinen Einfluss immer stärker auch auf die Universität ausdehnte, wo länger als in Padua an den scholastischen Lehrmethoden und an einem strengen klerikalen Kurs festgehalten wurde, und wo z. B. nach der Reformation protestantischen Studenten ein Studium praktisch verschlossen blieb, da diese bei einer Promotion nicht den Eid in die Hand des Kardinallegaten und auf den katholischen Glauben ablegen konnten. In Padua wurde bald der gleiche akademische Usus wie in Bologna eingeführt. Die Studenten gliederten sich in vier Nationen, die Romanen aus der Provence, die Katalanen, die Germanen, zu denen auch die Flamen, Engländer und Polen gehörten und die Cismontani, die Italiener. Allmählich wählten die Studenten nur noch einen Rektor für alle vier Nationes, und sie erhielten 1261 dann auch das Recht, die Professoren wie in Bologna zu bestellen. Dennoch darf man im ganzen feststellen, dass in Bologna ein mehr traditionalistisch-scholastischer Unterricht, in Padua dagegen eine fortschrittlichere Wissenschaft gelehrt wurde. Padua, damals noch eine freie Stadt, hatte immer als ein Hort der «Libertas patavina cogitandi» gegolten, d. h. als eine Universität, an der freiheitliches Denken erlaubt war und gefördert wurde. Dies änderte sich auch nicht nach der endgültigen Übernahme der Herrschaft durch Venedig 1405. Sogleich wurde die Fortdauer und die Freiheit des Studium generale garantiert, und es zeigte sich, dass unzählige Studenten gerade aus diesem Grunde in die norditalienische Universitätsstadt strömten. Die geistige Freiheit ging sogar so weit, dass nach der Reformation sich auch protestantische Studenten, wie übrigens auch jüdische, in Padua einschreiben und dort ihren Promotionseid nicht auf die kirchlichen Autoritäten, sondern in Gegenwart der Stadtbehörden leisten konnten. Es ist nicht verwunderlich, dass wir nach der Reformation sehr viel

mehr ausländische Studenten in Padua als in Bologna finden. Padua lief Bologna auch bezüglich der Medizin bald den Rang ab. Es sei hier nur daran erinnert, dass infolge des Auftretens der Pestepidemien in Europa im Jahre 1348 die Paduaner Professoren als erste den Vorschlag machten, durch die Isolierung von kleinen Städten wie etwa Reggio Emilia, wo dies zum ersten Mal eingeführt wurde, oder durch die temporäre Absperrung der Häfen, wie sie in Venedig 1374 und anschliessend in Ragusa 1377 praktiziert wurde, der grauenvollen Infektionskrankheit Herr zu werden. Notabene war diese Isolierung zuerst auf 10, und dann auf 30 Tage ausgedehnt worden, und erst in Marseille wurde dann endgültig diese Trentina 1384 auf 40 Tage, zur «Quarantina», erweitert. Die Republik Venedig hat sich stets die besondere Förderung der Universität Padua angelegen sein lassen, in der klaren und sehr modernen Erkenntnis, dass neben dem Handel, und Venedig besass praktisch das Monopol des Seehandels im Mittelmeer nach der Niederringung Genuas und bis zu der Entdeckung der Neuen Welt, die Wissenschaften für das Blühen des Gemeinwesens von ausserordentlicher Bedeutung sind. In der Tat hat die Förderung der Wissenschaften in Padua dazu beigetragen, dass Venedig in ganz Europa nicht nur als Handelsstadt, sondern auch als Mäzen der Wissenschaften einen besonderen Namen hatte. Nicht umsonst war Venedig auch als Druckort neben Mainz, Basel und Strassburg weltberühmt, und die erste Taschenbuchreihe, die sogenannten «Aldinen», sind in der Offizin des Venezianer Druckers Aldus Manutius erschienen, der die berühmten klassischen Werke im Kleinbuchformat druckte und damit ein Vorläufer der Ro-Ro-Ro-Ausgaben unserer Tage wurde. In Padua haben auch eine grosse Zahl von deutschen Studenten ihren Doktorgrad erworben. Hier studierten im Zeitraum von 1546–1630 10536 Studenten der Deutschen Nation, in manchen Jahren also mehr als 200, unter ihnen so berühmte wie Leonard Rauwolf, Joachim Camerarius oder Johann Georg Wirsung.

Mit glücklicher Hand hat es der Senat von Venedig stets verstanden, hervorragende Professoren nach Padua zu ziehen und insbesondere, ein Ausfluss der realen Denkungsweise der Venezianer Handelsherren, die praktischen Wissenschaften, die Jurisprudenz und die Medizin zu fördern. Ärzte, die in Padua promoviert worden waren, wurden besonders gern von den Herrschern Deutschlands, Frankreichs, Englands oder Polens als Leibärzte gewonnen, und in den Immatrikulationslisten der Natio Germanica finden sich Namen der angesehensten deutschen Familien. 1517 wurde sogar eine besondere Behörde, die «Riformatori degli studii», eingesetzt, die sich als Verwaltungsorgan des Universitätswesens in besonderem Masse anzunehmen hatten. Damit war endgültig die Oberherrschaft der kirchlichen Behörden zurückgedrängt, und Padua begann eine säkularisierte Universität zu werden, an der auch sehr moderne und z.T. mit dem kirchlichen Dogma in Widerstreit stehende Auffassungen vertreten werden konnten. Von dieser Zeit an jedoch wurden die Professoren nicht mehr von den Studenten besoldet und ernannt, sondern vom Venezianischen Senat, was sich verständlicherweise auf das Niveau der Hochschullehrer nur günstig auswirken konnte.

Wie an anderen Universitätsstädten waren die Unterrichtsräume über die ganze Stadt verteilt und der Grossteil der Vorlesungen wurde noch in den Privatwohnungen der Professoren abgehalten. Erst 1493 begann man mit der Errichtung des heute noch bestehenden Universitätsgebäudes auf dem Platz einer ehemaligen Herberge zum Ochsen, und daher führt heute noch die Universität im Volksmund und bei den Studenten die Bezeichnung «Il Bó». Für die Bedeutung der Medizin spricht, dass im Gegensatz zu Bologna, wo in dieser Zeit nur drei Lehrstühle existierten, in Padua neun bestanden, wovon übrigens bezeichnenderweise drei für die Philosophie der Medizin, zwei für theoretische, zwei für praktische Medizin und überraschenderweise zwei für Chirurgie vorgesehen waren. Strenge Vorschriften für Studenten und Professoren sicherten den reibungslosen Ablauf der Studien. Die Lektionen wurden gewöhnlich in den Morgenstunden abgehalten und wurden mit einem Glockenschlag eingeleitet. Professoren hatten ausser den festgesetzten Vorlesungen auch auf Wunsch und gegen Sonderhonorierung Einzelberatungen durchzuführen, und die Vernachlässigung des Unterrichtes wurde mit hohen Bussen geahndet. Interessant ist auch,

dass das Vorlesen, die eigentliche scholastische Lectio in Padua von Anfang an verboten war und dass man von den Dozenten einen freien Vortrag erwartete. Auch das Diktat war nicht erlaubt, weil man dadurch eine Beeinträchtigung der Diskussion befürchtete, die als wichtigste Unterrichtsform in Padua erstmals eingeführt wurde.

Im Gegensatz zur konservativen Richtung in Bologna hat sich in Padua sehr früh der Arabismus breitgemacht, und es sind dort sonst in Europa unbekannte Schriften des Aristoteles, Ptolemäos und solche islamischer Autoren übersetzt und kommentiert worden. Einer der berühmtesten Lehrer im 14. Jahrhundert war Pietro d'Abano, der das Lehrsystem des Avicenna übernahm und auch eine recht eigenwillige, man kann fast sagen medizinische Philosophie las. Sein Motto «Totus mundus comutatur» war damals revolutionär, und er darf als ein Vorläufer des Marxismus betrachtet werden. Sein Postulat «medicus est minister et auditor naturae» stempelt ihn zu einem Avantgardisten der naturwissenschaftlichen Medizin.

Aber die Einführung chemischer Demonstrationen in seinen Unterricht führten zum Verdacht der Magie, und so wurde Abano noch zu Lebzeiten von der Inquisition 1315 angeklagt. Das Todesurteil durch Verbrennen konnte allerdings nur noch an seiner sterblichen Hülle vollzogen werden.

Sehr früh hat in Padua die anatomische Sektion Eingang gefunden. Einer der ersten grossen Anatomen war der ab 1490 in Padua lehrende Alessandro Benedetti, der versuchte, die klinische Medizin mit dem Sektionsbefund in Übereinstimmung zu bringen und der darüber hinaus auch als Chirurg grosse Berühmtheit erlangte. Benedetti ist auch bekannt durch seinen Vorschlag, um Infektionen zu verhüten, anstelle der bisherigen hölzernen Anatomien, die, wie in Bologna, besonders kostbar getäfelt waren, ein festes Steingebäude zu errichten, das gross und luftig sein sollte, und er hat als erster den Vergleich mit den antiken Theatra gebraucht. Seit dieser Zeit sprach man in der ganzen Welt vom «Theatrum anatomicum», das sowohl den hygienischen Anforderungen genügte als auch einer grossen Zahl von Zuschauern und Zuhörern Raum bot. Aber erst 100 Jahre später, 1594, hat dann ein anderer bedeutender Anatom, Girolamo Fabrizzi d'Acquapendente das heute noch in Padua zu sehende anatomische Theater entworfen, das völlig anders als das Bologneser die Form der heutigen Hörsäle aufweist, mit rangförmig angeordneten Balustraden, so dass die Studenten, die während der ganzen Sektionsvorführung stehen mussten, von oben in den geöffneten Körper des Leichnams hinunterblicken konnten. Dieses Modell ist dann allerdings nicht von anderen Universitätsstädten übernommen worden, sondern man entschloss sich eher für die auch heute noch bei uns bekannte Theaterform. 1545 ist schliesslich der heute noch erhaltene originelle Botanische Garten errichtet worden, ein Vorbild für viele andere europäische «Horti Universitatis».

Während in ganz Europa die Religionskämpfe tobten, blieb Padua ein Hort des Friedens und der Freiheit, und so zogen hunderte, ja tausende von ausländischen Studenten in die venezianische Universitätsstadt, die dank der Disziplin und Ordnung ihrer Nationes, die streng über ihre Angehörigen wachten, und dank der Munifizenz des Senats einen ungestörten Ablauf des Studiums und der Forschung garantierte.

Ganz anders entwickelte sich die Universitätsgründung in Paris, der zweitältesten Universität der Welt. Hier war im 7. Jahrhundert eine Domschule bei der Kirche Nôtre Dame gegründet worden, die sich durchaus an die antiken Vorbilder des Athenäums und der Philosophenschule von Athen und Alexandrien anlehnte. Hiessen diese frühmittelalterlichen Lehrinstitute zuerst «scholae» oder «scholae publicae», so taucht vom 12. Jahrhundert an die Bezeichnung «studium» und vom 13. der Begriff «studium generale» bzw. «studium universale» auf, wobei damit nur gesagt werden sollte, dass hier ausser speziellen theologischen Fragen vor allem die sieben freien Künste Grammatik, Dialektik und Rhetorik als Trivium und Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie als Quadrivium gelehrt wurden. Allmählich wurde allerdings die Bezeichnung «studium generale» der Begriff für besonders privilegierte Lehranstalten, und die Absolventen derartiger «studia generalia» erhielten die «facultas ubique docendi», sie waren also berechtigt, an den anderen sogenannten Partikularstudien Unterricht zu erteilen.

Im Gegensatz zu Bologna, wo in einem korporationsähnlichen Zusammenschluss die Studenten allein als «universitas scholarium» sich organisierten, fand in Paris zuerst ein Zusammenschluss der Universitätslehrer in der «universitas magistrorum» statt. Der Anstoss und die Initiative zu der Gründung einer festen Korporation ging also von den Lehrern und Dozenten aus. Der Begriff «universitas magistrorum et scholarium» ist dagegen erst etwas späteren Datums und umfasst alle für das Studium universale tätigen und an ihr lernenden Personen, ohne Unterschied des Ranges und des Alters.
Aus dem Jahre 1215 sind erste Statuten eines sog. «studium universale» bekannt. 1231 wurde bestimmt, dass auch die in Paris lizentiierten Theologen und Juristen – von einer medizinischen Fakultät war damals noch nicht die Rede – hic et ubique docendi, das Recht erhielten zu lehren. 1245 wird üblicherweise als das Gründungsjahr der Universität angegeben, weil sich hier erstmals mit päpstlicher Genehmigung «quatuor facultates fontis sapientiae», vier Fakultäten der Quellen der Weisheit, etablierten, wobei in der Reihenfolge die Theologie, die Jurisprudenz, die Medizin und die Artistenfakultät aufgeführt wurden. Jede dieser Fakultäten war allerdings weitgehend unabhängig.
Daneben existierte ab 1249 noch die Einrichtung der sogenannten Nationes, in denen die nunmehr nach Paris strömenden Studenten zusammengefasst wurden. Man kann diese also als Vorläufer der späteren Studentenverbindungen ansehen. Auch in Paris gab es vier davon, die Picardici, Normanni, Gallici und Anglici. Während die romanischen Studenten sich in der gallischen Nation sammelten, traten die Deutschen der englischen Nation bei. Der Rektor wurde nicht etwa von den Fakultäten, sondern bis 1341 von den Nationen gewählt, die Rektorwahl erfolgte also ebenfalls zuerst durch Studenten. Erst von jenem Jahr an ersetzte der Rektor den bisherigen geistlichen Kanzler der Universität, der bis dahin vom Bischof ernannt worden war. Erst von diesem Jahr an wurde also die bisher vorherrschende geistliche Autorität durch eine Selbstverwaltung der Universität ersetzt, und anstelle des Bischofkapitels trat der Rat der Doctores regentes sozusagen als Senat und Verwaltungsorgan. Die Studenten wohnten in jener Zeit entweder im Hause der Professoren, denn in der Tat spielte sich ja der akademische Unterricht recht familiär ab, oder in sogenannten Kollegien, wie das heute noch in den englischen Universitäten, wie Oxford und Cambridge, die direkt vom Pariser Beispiel beeinflusst sind, der Fall ist. Eines der bedeutendsten dieser Kollegien war das Collège de Sorbonne, das der Magister der Theologie, Robert de Sorbon, der Beichtvater Ludwigs des Heiligen, um 1250 für Studenten gegründet hatte. Ausgehend von diesem Collège erhielt dann die gesamte Universität den Namen Sorbonne, der auch heute noch für sie benutzt wird.
Im Gegensatz zu Montpellier, wo die Lehre am Krankenbett durchaus schon ihre Ausprägung fand, legte man in Paris auf die scholastische theoretische Durchdringung des medizinischen Lehrstoffes den grössten Wert, und so musste das Medizinstudium bald erstarren. Daher ist es kein Wunder, dass nach anfänglicher Begeisterung – in Paris lehrten die grössten Scholastiker ganz Europas, hier sei nur der Engländer Roger Bacon, der Deutsche Albertus Magnus, der spanische Arzt Petrus Hispanus, der später als Papst Johann XXI. den Stuhl Petri besteigen sollte, und der italienische Chirurg Lanfranci genannt, – das Interesse der Mediziner am Besuch der Pariser Fakultät nicht mehr sonderlich gross war.
Das Modell der Universität und der vier Fakultäten wurde sehr schnell für die Neugründungen im deutschen Raum übernommen, und zwar von dem französisch gebildeten Kaiser Karl IV. bei der Gründung der Universität Prag 1348, wo ebenfalls vier Fakultäten Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie, sowie vier Nationen der Böhmen, Polen, Bayern und Sachsen gebildet wurden, und der weiteren Universitäten in Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392 und Basel 1460. Auch die Abschlussexamina für die niedrigen Grade, der Bakkalaureus in der Artistenfakultät, das heutige Abitur, und für die drei höheren Fakultäten die Lizentiaten und Doktoren, wurden in das deutsche Universitätssystem übernommen, wobei allerdings die Philosophische Fakultät nur den Magistertitel verleihen durfte. Eine Zeitlang spielte also die Pariser Universität als «Magistra almarum matrum totius Europae» eine ganz entschei-

dende Rolle. Damals war die Sorbonne für die Welt ein «Ofen, in dem das geistige Brot der ganzen Menschheit gebacken wird». An Albertus Magnus erinnert heute noch in Paris die «Place Maubere», auf der er wegen des grossen Zulaufs seine Vorlesungen gehalten haben soll. Maubere ist nichts anderes als eine Zusammenziehung von Maître Albert, Magister Albertus.

Obwohl der Glanz der in der Scholastik steckengebliebenen, auch in der Medizin bald erstarrten Pariser Universität mehr und mehr verblasste, trugen Medaillen und Siegel der Medizinischen Fakultät von Paris noch im 16. und 17. Jahrhundert die stolze Umschrift «urbis et orbis salus». Der Einfluss der Pariser Universitätsgründung auf das nördliche Europa war sehr gross. Oxford 1167 und Cambridge 1229, deutsche, polnische und skandinavische Universitäten richteten sich nach dem Pariser Modell, während Bologna für die unterhalb der Alpen gegründeten frühen Universitäten, so in Spanien und später in Portugal, massgeblich werden sollte, und in Schottland bis auf den heutigen Tag ein Relikt der Bologneser Verfassung lebendig geblieben ist, die Wahl des Rektors durch die Studenten.

Die Universität war also im Mittelalter keineswegs nur eine generelle Ausbildungsstätte für bestimmte Berufe, zumal man in vielen Fällen eine ähnliche Ausbildung auch in Dom- oder Fürstenschulen erwerben konnte. Die Universität musste etwas Besonderes bieten, und das war die Verbindung zu erstklassigen Fachgelehrten. Aber diese trugen nun in der Scholastik nicht eigentlich persönliche Lehrmeinungen vor, sondern begnügten sich in der beliebten Lectio und Disputation mit dem Vorlesen und der Auslegung bestimmter vorgeschriebener Lehrtexte. Man hat später nicht ganz zu Unrecht darauf hingewiesen, dass diese Methode des akademischen Unterrichts zweifelsohne durch den Mangel an geschriebenen Lehrunterlagen bedingt war, so dass der Professor auf seinem Katheder, seinem Lehrstuhl, buchstäblich den Studenten ein passendes Lehrbuch mit entsprechenden Glossen und Randbemerkungen oder Scholia diktierte.

Mit der ausgehenden Scholastik änderte sich das Bild. Die Bedeutung des Universitätslehrers trat zurück, er war eigentlich mehr ein Repetitor, der mit den Studenten den Lehrstoff einübte, und so ist es kein Wunder, dass die Persönlichkeiten, die den Umbruch in eine neue Zeit bewirkten, wie Nikolaus von Kues oder Paracelsus, oft gar keine Universitätsprofessoren waren und es vorzogen, ihre Lehren dem Publikum durch Schriften bekanntzumachen. Es ist vielleicht bezeichnend für das geringe Ansehen der Universitätsprofessoren im 16. Jahrhundert, dass ein so berühmter Arzt wie Johann Schenck von Grafenberg, dem wir eine der grundlegenden ersten Darstellungen der Pathologie verdanken, lieber Stadtarzt in Freiburg blieb, als in dieser Universitätsstadt eine Professur zu übernehmen, die er geradezu mit Entrüstung ablehnte, und wir sehen gewisse Parallelen in unserer Zeit in der Ablehnung von Rufen an bestimmte Universitäten durch Chefärzte grosser städtischer Kliniken, ein Menetekel für das Absinken der Bedeutung unserer Universitäten, die allen an der Erhaltung ihres Niveaus Interessierten zu denken geben sollte. Denn wenn auch die Reformationszeit zu einer neuen Welle der Universitätsgründungen führte, wofür man Marburg 1527 und Giessen 1607 zählen darf, so ist doch, obwohl gerade die evangelische Theologie neue wissenschaftliche Impulse dem Universitätsleben vermittelte, die Stagnation des Wissens unverkennbar, wie sie besonders ausgeprägt an der Pariser Sorbonne zu beobachten war.

In dieser Zeit der Renaissance begann nämlich die Forschung endgültig aus der scholastisch erstarrten Universität auszuwandern und sich zuerst in privaten Zirkeln, dann in Akademien anzusiedeln, und es ist kein Wunder, dass später so berühmte Persönlichkeiten wie Leibniz oder Descartes niemals Universitätsprofessoren waren und Leibniz sogar als engagierter Gegner der Universitätsidee angesehen werden kann. Die Begründung der Akademien, – 1635 wurde die Académie Française von Richelieu begründet, 1652 die berühmte Akademie der Naturforscher, Leopoldina, die auch heute noch besteht, 1662 die stets hochangesehene Royal Society in London und schliesslich 1700 die auf Leibnizs Initiative zurückgehende Akademie der Wissenschaften in Berlin –, war die logische historische Folge dieses Prozesses.

Alles dies waren typische Symptome des Absinkens der Universitäten in den Rang

reiner höherer Lehranstalten, wo nunmehr Theologen, lutherischer, calvinistischer oder katholischer Provenienz, Ärzte, mit Ausschluss der Chirurgen, die seit dem Mittelalter eine handwerkliche Ausbildung genossen, und Juristen, sowie schliesslich in der beginnenden Aufklärungszeit die Kameralisten als Räte der Regierungen ausgebildet wurden.
In der Aufklärungszeit setzten nunmehr Versuche ein, die in ihrem Lehrsystem erstarrten Universitäten zu pragmatischen Lehranstalten umzuformen, und die Parallelen zu verschiedenen Forderungen unserer Tage sind unverkennbar, wie überhaupt offensichtlich in unserer Zeit eine Art Renaissance aufklärerischen Denkens bis zum Jakobinertum bestimmter Studentengruppen zu beobachten ist. So forderte einer der profiliertesten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, Kaiser Joseph II., um 1780:

«Den jungen Leuten muss nichts gelehrt werden, was sie nachher entweder sehr selten oder gar nicht zum Besten des Staates gebrauchen können, da die Studien in den Universitäten wesentlich für die Bildung der Staatsbeamten dienen, nicht aber bloss zur Erziehung Gelehrter.»

Die Reformversuche etwa eines Joseph II. an den österreichischen Universitäten oder auch Napoleons mit seiner «Université Impériale» in Frankreich, der alle anderen Universitätseinrichtungen als Filialen bis zu unserer Zeit unterstellt waren, sind ein Abgesang auf die akademische Freiheit und reine Zweckmassnahmen zur Erziehung von adäquat ausgebildeten Staatsdienern.
Der grosse Schwung der geistigen Erneuerung des Menschen, wie er noch im Humanismus geherrscht hatte, ging in der Aufklärungszeit im Rationalismus und Utilitarismus verloren. Der Gelehrte musste sich von dem trockenen Lehrbetrieb an den Universitäten abgestossen fühlen und wanderte aus der Universität aus. Zurück blieben Professoren, von denen noch Friedrich der Grosse folgendes schrieb:

«Eigennutz und Faulheit der Professoren hindern, dass die Kenntnisse sich so reichlich ausdehnen, als zu wünschen wäre. Sie begnügen sich damit, ihrer Pflicht so knapp wie möglich zu genügen, sie lesen ihre Kollegien, und das ist alles. Wenn die Studenten Privatstunden von ihnen wünschen, so können sie sie nur zu unerhörten Preisen erlangen.»

Freilich waren diese Professoren so schlecht bezahlt, dass sie, um einigermassen ihr Leben fristen zu können, sich nach Nebenverdiensten umsehen mussten und Privatunterricht oder Privatpraxis zu treiben gezwungen waren.

Wenn man allerdings das Treiben der Studenten im 18. Jahrhundert auf Grund von zeitgenössischen Quellen verfolgt, so ist es kein Wunder, dass die Professoren wenig Lust zeigten, ihren Vorlesungsverpflichtungen nachzukommen, und auch hier zeigt sich eine erschreckende Parallele zu der Entwicklung unserer Tage, auf die der Historiker ohne Kommentar nur hindeuten möchte. Damals war einer der Gründe, ein Studium zu beginnen, die Möglichkeit, sich dadurch der Subskriptionspflicht, d.h. dem Militärdienst, zu entziehen. Da die Studenten einer eigenen Universitätsgerichtsbarkeit unterstanden, konnten die Militärbehörden auf sie als Konskribierte nicht zurückgreifen. Andererseits hatten sich die Studenten längst von der Gerichtsbarkeit der Universitätsbehörden emanzipiert. Sie nahmen eine eigene Kavaliersgerichtsbarkeit in Anspruch, sie führten das Duell ein und die älteren Burschen drangsalierten nicht nur die ihnen zugeteilten jüngeren Studenten, die Muli und Füxe, sondern sie legten sich vom sprichwörtlichen Trinkkomment beflügelt, nicht selten auch mit der Bevölkerung an. Sie waren also eine ebensolche Landplage geworden, wie die Scholaren des ausgehenden Mittelalters, über die nicht nur die Carmina burana ein beredtes Urteil abgeben.
Als radikale Reaktion gegen diese Verwilderung, aber auch Erstarrung der Universität wurde bei vielen Aufklärern der Ruf nach Abschaffung der Universitäten laut oder zumindest nach Aufsplitterung in höhere Fachschulen. Sie seien nach Einführung der Buchdruckerkunst, die ja jedem, der lesen und schreiben könne, eine Teilnahme an der Bildung und am Wissenschaftsprozess erlaube, überflüssig geworden. Spezielle Fertigkeiten jedoch lerne man besser an einer Fachschule, so Medizin, praktische Jurispru-

denz, die Kameralistik, d.h. Verwaltungstechnik, oder das Predigen. Da die Gelehrten entweder als nutzlose, kuriosen Gedankengängen nachhängende Käuze angesehen wurden oder sich, wenn sie den neuen Gedanken der Aufklärung anhingen, wie das vor allem bei vielen Naturwissenschaftlern der Fall war, in eigenen Zirkeln sammelten, schien die Universität tatsächlich entbehrlich geworden zu sein. Harte Worte fand z.B. der Philanthrop und Mitarbeiter Basedows in Dessau, Christian Gotthilf Salzmann in seinem Bildungsroman «Carl von Carlsberg oder das menschliche Elend» 1773:

«Die Einrichtung unserer Universitäten ist in Zeiten gemacht worden, da die Welt noch arm an Büchern war, und ein Mann, der lesen und schreiben konnte, unter die Seltenheiten gehörte. In unseren Tagen machen sie aber eine so elende Figur, wie eine Festung, die zu den Zeiten der Kreuzzüge angelegt wurde, in einem Kriege, wo man zur Bestürmung der Festungen Bomben und Kanonen zu brauchen pflegt.»

Und konsequenterweise forderte ein Gesinnungsgenosse, der Pädagoge Joachim Heinrich Campe, 1785:

«Alles vorhergehende nun zusammengenommen, könnte und müsste man, deucht mich, die bisherige Einrichtung der Universitäten je eher je lieber aufheben. Wenn ihre jetzige Form jemals nötig war, so ist sie es wenigstens jetzt nicht mehr, und die Schädlichkeit derselben in so manchem höchst wichtigen Betracht liegt am Tage.»

Wie man sieht, spielte nunmehr die gemeinsame Wahrheitsfindung oder die Forschung gar keine Rolle mehr. Der Lehrer schien zumindest austauschbar, wenn nicht überflüssig, Lehrbuch und praktische Unterweisung völlig ausreichend. Es ist interessant, dass in unseren Tagen wieder ganz ähnliche Vorschläge von studentischer und professoraler Seite gemacht werden, dass auch heute die Wahrheitssuche hinter dem Erwerb praktisch-nützlicher Fertigkeiten zurückstehen müsse, so dass allen Ernstes diskutiert wird, die Vorlesungen von wenigen besonders didaktisch geschickten Professoren per Fernsehen in mehrere Universitäten übertragen zu lassen und dass vielerorts der Wunsch besteht, Lehrbücher und Vorlesungen durch handlich-mundgerecht zubereitete Kompendien zu ersetzen, die Lehr- und Prüfungsstoff, aber auch nicht mehr, enthalten sollen. Freilich, heute entschuldigt man diese Vorstellungen in der Regel noch mit der Überfüllung der Universitäten oder mit der schlechten Lehrbefähigung der Dozenten, so weit wirkte die Humboldtsche idealistische Auffassung von der Universität nach, in der Aufklärungszeit hingegen propagierte man ein ähnliches Vorgehen direkt als Fortschritt und Positivum.

Die andere Reaktion in der Aufklärungszeit war allerdings die einer Reform der Universität, und ihr verdanken die hohen Schulen in ganz Europa entscheidende, sehr positive Impulse. Die Einführung neuer Disziplinen, etwa der Kameralistik als Vorläuferin der Nationalökonomie zur Erziehung von Staatsdienern erster Klasse, der Beginn des Unterrichts am Krankenbett in den nun entstehenden grossen Krankenhäusern in Wien, Berlin, Paris, Edinburgh und London, die Einrichtung von chemischen Laboratorien und physikalischen Kabinetten, die Einführung der Muttersprache in den akademischen Unterricht sind nur einige dieser Folgen. Freilich, das Leitbild des Professors und das soziale Ansehen blieben ebenso wie die Einkünfte dürftig. Der Gelehrte von Rang, wie noch ein Alexander von Humboldt, ein Lavoisier, ein Newton, suchten ausserhalb der für sie uninteressanten Universität ihr Betätigungsfeld.

Als Reaktion gegen die aufklärerischen Ideen der Universität als reiner Zuchtanstalt für gehobene Staatsämter entwickelte sich dann schliesslich, geboren aus dem idealistischen Neuhumanismus Wilhelm von Humboldts, die neue deutsche Universität, die allerdings nicht von ihm allein, sondern von zahlreichen, dabei durchaus divergierenden Persönlichkeiten getragen wurde, wie es Fichte, Schleiermacher, Hufeland und Schelling waren. Es ist weniger bekannt, dass alle diese Persönlichkeiten die alte Universität an sich aufheben und eine neue Institution an ihre Stelle setzen wollten, eine Institution, die nicht mehr der pragmatischen Belehrung und dem Brotstudium, sondern der reinen wissenschaftlichen Ausbildung und der Bildung der Persönlichkeit dienen sollte, und in

diese Zeit fällt das Wort von der Universität als Ort von Forschung und Lehre, dessen Ursprung im übrigen, wie Schelsky betonte, nicht genau präzisiert werden kann und nur in Umrissen von Wilhelm von Humboldts Schriften erscheint, und die eindeutiger fixierbare Bestimmung des Gelehrten als eines Menschen, der in «Einsamkeit und Freiheit» seinen Gedanken nachgehen und dem der Staat dazu alle Möglichkeiten bieten müsse. Humboldt schrieb dazu im sogenannten «Littauischen Schulplan» von 1809:

«Der Universität ist vorbehalten, was nur der Mensch durch und in sich selbst finden kann, die Einsicht in die reine Wissenschaft. Zu diesem Selbstaktus im eigentlichen Verstande ist notwendig Freiheit und hülfreich Einsamkeit, und aus diesen beiden Punkten fliesst sogleich die ganze äussere Organisation der Universitäten.»

Es ist bezeichnend, dass gerade in unseren Tagen diese Vorbedingung wissenschaftlicher Arbeit, Einsamkeit und Freiheit, dem Gelehrten bestritten werden. Denn Einsamkeit kann man wohl auch mit dem Begriff des «Elfenbeinturms» umschreiben, und Freiheit ist zweifelsohne die Unabhängigkeit von politischen, soziologischen, rassischen und religiösen Vorstellungen einer bestimmten Zeit, die gerade von Studentenkreisen stark bestritten wird und die zumindest der Politisierung der Wissenschaften entgegensteht.
Aber damit sind wir mitten in der modernen Problematik. Soll der Hochschullehrer in erster Linie ein didaktisch versierter Lehrer oder ein international anerkannter Forscher sein? Das 19. Jahrhundert entschied sich klar für die letztere Konzeption, und die Auswahl unserer Professoren geschieht noch nach diesen Vorstellungen. Aber wie lange wird das noch der Fall sein? Wird nicht doch die Forschung aus den Universitäten etwa in Max-Planck-Institute und Institute der Industrie auswandern müssen, um von der Tagespolitik unabhängig zu bleiben? Ist es einem Gelehrten zuzumuten, bei Forschungsvorhaben ein Einspruchs- und Mitspracherecht von Studenten zu dulden, die ihre wissenschaftliche Qualifikation noch nicht einmal nachgewiesen haben, und hätte andererseits nicht auch die Demokratisierung der Wissenschaft mit der Gleichstellung aller ernsthaft am Wissenschaftsprozess Teilnehmenden grosse Vorteile und würde sie dem alten Prinzip der Wahrheitsfindung nicht förderlich sein? Sollte das Ideal einer Gelehrtenrepublik, wie sie sich in den Akademien des 17. und 18. Jahrhunderts verkörperte, nicht wieder belebt werden können, und ist das geforderte Teamwork von heute nichts anderes als der moderne Ausdruck dieses Zusammenschlusses zahlreicher, an bestimmten Problemen gleichzeitig interessierter Gelehrter?
Das sind Fragen, die der Historiker in dieser Stunde stellen darf. Mit Nachdruck aber sollte er betonen, dass zu den Zeiten, in denen die Universität zu einer reinen Lehrinstitution absank, weder ihr Ansehen noch ihre Ausstrahlungskraft besonders stark waren und dass die Universität immer dann einen Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichte, wenn ausgeprägte Forscherpersönlichkeiten in Freiheit und Einsamkeit, um das Humboldtsche Postulat noch einmal zu verwenden, tätig sein durften.
Lebendige, bis in unsere Zeit hineinwirkende Beispiele sind dafür die im Zuge der Schweizer Liberalisierung gegründeten Universitäten in Zürich (1833) und Bern (1834), um hier nur die beiden berühmten Hochschulen aus der deutschsprachigen Schweiz zu nennen. Es war ganz bestimmt ein besonderer Glücksumstand, dass in Zürich als erster Rektor der in Bohlsbach bei Offenburg als Bauernsohn geborene Lorenz Oken amtierte, eine Persönlichkeit zwischen Romantik und neuer naturwissenschaftlicher Ära, und dass die Kantonsregierung sogleich auf Anraten der ersten Professoren hervorragende Persönlichkeiten auch aus dem Ausland berief. Es sei hier nur an Johann Lukas Schönlein, Jakob Henle, Hermann Lebert und Wilhelm Griesinger erinnert, die das ausgesprochen liberale Milieu in Zürich besonders anzog. Dass diese, über die Landesgrenze hinausgreifende Wissenschaftspolitik auch noch in unserer Zeit in Zürich praktiziert wird, dafür war die Berufung von Professor Ackerknecht aus den USA ein besonders eindrucksvolles Beispiel. Wir hingegen in der Bundesrepublik waren wieder glücklich, dass es uns gelang, Professor Mani, den bedeutenden Schüler von Professor Buess, für Bonn und Professor Lichtenthäler für Hamburg zu gewinnen.

Freilich, im Augenblick scheint es so, als ob an den Universitäten mehr nach Quantität als nach Qualität, mehr nach konzentrierter, didaktisch gut aufbereiteter Lehre als nach Forschungsimpulsen gefragt würde. Aber auch dort, wo sich zu bestimmten Forschungsprojekten eine grössere Zahl von Wissenschaftlern zusammenfinden, hat man manchmal den Eindruck, dass es an der leitenden Hand, an der klaren Konzeption mangelt. Und vielleicht macht uns alle nachdenklich, was Rudolf Virchow in Düsseldorf 1896 anlässlich der damaligen Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, die ja kein geringerer als der erste Züricher Rektor Lorenz Oken, gegründet hatte, geäussert hat:

«Es wird ja fleissig gearbeitet und viel mikroskopiert, aber es müsste mal wieder einer einen gescheiten Gedanken haben.»

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hans Schadewaldt
Institut für Geschichte der Medizin
der Universität Düsseldorf
Moorenstrasse 5
D-4000 Düsseldorf